

Redaktionelles Vorwort

Im vierten Heft 2020 geht es ums Schreiben, um Briefe und theoretische Entwürfe, um Musik, die sich nur geschrieben decodieren lässt, um Romantik, in der Brief und Briefroman zum bevorzugten Medium der Selbstmitteilung wurden und um Metapsychologie, die mit einem Brief begonnen hat. Alles fing damit an, dass Ende des 18. Jahrhunderts das Subjekt die Bühne betrat und seine Subjektivität an die Stelle von Gottes Offenbarung setzte, »ni dieu ni maître« – sich selbst entwerfend, orientiert es sich an der subjektiven Empfindung, die ihren Weg in Tagebücher, Briefe, Briefromane findet. Die objektive Erkenntnis wird zur Sache von Vernunft und Wissenschaft. Die Verbindung beider wird zu einer Aufgabe.¹ Nicht mehr Untertan des Herrschers, nicht mehr Geschöpf Gottes, etabliert das Subjekt sich selbst, erschafft sein eigenes Geschöpf (*Frankenstein*, Mary Shelleys Briefroman; *Der Sandmann* von E.T.A. Hoffmann) und trifft damit an seinen Rändern auf das Andere seiner selbst – das Unheimliche. Das Unbewusste. In dieser Sicht gilt Freud als Spätromantiker (Picht, S. 413).

Soll er die »Liebesbeziehungen« (Freud, 1921c, S. 100) fragt sich Freud, der jene überall am Werk sieht, der anstößigen Sexualität zuschlagen oder lieber abmildern und mit Erotik umschreiben? Er kommt zum Schluss: »Aber ich mochte es nicht, denn ich vermeide gern Konzessionen an die Schwachmütigkeit. Man kann nicht wissen, wohin man auf diesem Wege gerät; man gibt zuerst in Worten nach und dann allmählich auch in der Sache« (ebd. S. 99). Liebesbeziehungen haben sich in seinen Briefen niedergeschlagen, die er mit Freunden und Feinden unterhielt, den Adressaten für seine persönlichsten und abstraktesten Gedanken, was er nie ganz trennt. Denn »Herzensangelegenheiten« (Barkhausen, S. 490) waren ihm Anerkennung und Diskussion seiner Ideen, und um seinen gewagten Spekulationen selbst glauben zu können, braucht er das Wort des Freundes. Fließ muss ihm sagen, ob er für die »hinter das Bewußtsein führende Psychologie den Namen »Metapsychologie« gebrauchen darf«? (Mertens, S. 459).

Tomi Ungerer soll jeden Morgen mit unbändigem Zeichnen begonnen haben, um den andrängenden Bilderschub der Nacht abzarbeiten und den Tag überhaupt lebbar zu machen. – So kann man sich auch Freud im Schreibdrang eines freien Schreibens vorstellen: Begriffe wie Erinnerung als Schrift, Urschrift, Umschrift, Niederschrift zeigen seine Liebe zum Schreiben. Eine Stunde täglich gab er allein seiner Korrespondenz neben allem anderen, was

1 Und die Coronakrise unserer Tage beleuchtet diesen Konflikt auf ungeahnte Weise, wird doch lauthals Gottes Offenbarung von der Wissenschaft gefordert bzw. ihr entgegengesetzt.

er so schrieb und arbeitete – er hatte es mit den Stunden: eine Stunde täglich sollte seine Braut ihm Briefe schreibend widmen, eine Stunde täglich sollte der Analysand bei ihm, seinem Analytiker, verbringen, damit die Kontinuität nicht abreiße.

Auch Schreibblockaden sind verbürgt, schlugen sich in Briefen nieder, den Freund zu warten bittend, denn auch er selbst müsse warten, bis es sich in ihm rege. Eine rezeptive Haltung, die als aktive Passivität – nach innen und außen horchen – zum Kennzeichen des analytischen Hörens geworden ist.

Zwischen 5.000 und 10.000 Briefe hat der britische Schriftsteller Patrick Leigh Fermor geschrieben. Als Abenteurer, Reisender und englischer Kriegsspion zog er durch Europa, kam bei Freunden unter, schrieb aus englischen Landhäusern, französischen Schlössern und italienischen Burgen an seine Frau und die Freunde. Diese Briefmenge sei im 20. Jahrhundert unerreicht, meint die NZZ (Feuilleton vom 30.10.2020).

Weit gefehlt: Freud hat das Doppelte bis Dreifache² geschrieben, und das mitten heraus aus seiner unerreichten Arbeitsmenge. Auch auf seinen Reisen war er unablässig schreibaktiv. So etwa zwischen Wien und Paris im Zug geschrieben ist der *Entwurf*, ein Brief an Fließ nach Berlin. Die Briefe sind kein Parallelgeschehen zum Freud'schen Œuvre, sie sind viel eher der untergründige Strom seines Schaffens.

Rainer Gross (Wien), *Psychoanalyse als »Kind der Liebe« von Aufklärung und Romantik*: Die Begriffe »unbewusst« und »psychoanalytisch« gehen Freud lange voraus: »Unbewusst« nennt man in der Natur oder dem Irrationalen wurzelnde Vorformen des vernünftigen Denkens, und »psychoanalytisch« zu denken sei, so Coleridge (übrigens der Vater jener Frankenstein-Mary-Shelley) nötig, um sich altes, vergessenes Wissen zugänglich zu machen. Freud hat sich beider Begriffe bemächtigt, hat das Unbewusste, das keiner bei sich haben wollte, ernstgenommen und in der Psychoanalyse, einer Methode, die zugleich Wissenschaft von der Seele und Seelenbehandlung war, einquartiert. Der Traum wird zur Via Regia zu den blinden Flecken der aufgeklärten Vernunft. Vermuten und Erraten (über 300 Mal in Freuds Werken gebraucht) werden zu Methoden der Erkenntnis. Freud denkt über Mystik, Okkultes, über Gefühlsansteckung und Gedankenübertragung nach. Die romantische Wurzel ist unverkennbar.

1933 aber musste Freud gegen die üblichen Verdächtigungen eine Rezeption der Psychoanalyse als irrational und/oder »romantisch« ablehnen, und nach 1945 verteidigten die Psychoanalytiker die Rationalität des Ichs gegenüber einer unbewussten Triebherrschaft, um die in Verruf gekommene Psychoanalyse wieder salonfähig zu machen. Davon habe sich die deutsche Psychoanalyse bis heute nicht befreit, während in der englischen Rezeption ein breiter Weg von

2 20.000 schätzt die historisch-kritische Ausgabe der Freud-Edition seines Briefwerks. Unser Autor Rolnik vermutet sogar 30.000 briefliche Äußerungen.

der Romantik über die Bedeutung der Illusion bei Winnicott zur Mystik im Spätwerk Bions führe.

Dem Autor geht es darum, entschieden an die doppelte Abstammung der Psychoanalyse zu erinnern, daran, dass die Psychoanalyse als Kind der Liebe – ein Bastard – oder, wissenschaftlich gesprochen, als ein Hybrid zu gelten hat.

Johannes Picht beantwortet seine Frage, ob es *Das Unheimliche in der Musik gibt?*, mit ja, nur höre man es nicht ohne Weiteres. Denn wie die unheimliche Bemächtigung des Klangs durch ein Fremdes geschehe, lasse sich nur aus der Notenschrift lesen. Unheimlich sei laut Freud das Auftauchen eines Geschehens, das die soeben etablierte Subjektivität und die zugehörnde Ordnung, die wir Realität nennen, ins Wanken bringt. So auch sei nach dem Unheimlichen in der Musik danach zu suchen, wie die etablierte musikalische Ordnung von innen her bedroht werde, und das müsse mit musikalischen Mitteln dargestellt werden. Er findet sein Beispiel in Beethovens Hammerklaviersonate, wo nicht eine Tonart von einer andern abgelöst werde, sondern wie eine fremde Tonart sich der herrschenden Tonart bemächtige. Nur mit Gewalt sei es dann noch möglich, die Fiktion einer etablierten Ordnung oder die Fiktion eines etablierten Subjekts aufrechtzuerhalten. Beziehungsweise Ordnung samt Subjekt werden damit als »Fiktion« entlarvt.

Picht verortet diesen Moment im Jahr 1818, dem Jahr, in dem auch der bereits genannte »Frankenstein« von Mary Shelley erscheint. Eine Arbeit dazu sollte als Pendant in diesem Heft vorliegen, wird nun aber, wie es eben ist, wenn etwas unerwartet auftaucht und sich der geplanten Ordnung bemächtigt, in ein späteres Heft verschoben.

Es folgt – gefunden und übersetzt von Sibylle Drews, Ex-Herausgeberin dieser Zeitschrift – die schöne Arbeit von *Eran Rolnik* (Tel Aviv), *Freud als Briefeschreiber*. Rolnik, der mit seinem Buch *Freud auf Hebräisch. Geschichte der Psychoanalyse im jüdischen Palästina* und seinen zahlreichen öffentlichen Auftritten zur Psychoanalyse (derzeit über Zoom erreichbar) ein ungeahntes Echo findet. Der Autor hat unbekannte Briefe von Freud entdeckt und ein Buch mit Kommentaren zu diesen Briefen veröffentlicht, das zum »Best non-fiction book of 2019« ernannt wurde (7.000 Exemplare in sechs Monaten wurden verkauft, was für Non-Fiction ziemlich erstaunlich ist). Sozusagen als Ankündigung dazu hat er diesen Artikel über »Freud als Briefeschreiber« geschrieben, ebenfalls ein großer Erfolg (in der Wochenzeitung *Haaretz* ungekürzt abgedruckt). Und eben dieser Artikel hat den Weg zu uns in die Blaue gefunden.

Weiter geht es mit *Erwin Kaiser, Zum Verhältnis von alltagspsychologischen und psychoanalytischen Handlungserklärungen*. Kaiser fragt sich, wo die leidenschaftlichen Diskussionen zum wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse geblieben sind und erkennt in seiner Community eine gewisse Resignation und Selbstbeschränkung auf Fragen der Neuroscience und Effizienz. Hier

nun prüft er die philosophischen Ansätze von Richard Wollheim, *The Mind and Its Depths*, und Donald Davidson, *Ordinary Language Philosophy*, auf ihre Brauchbarkeit für eine Erkenntnistheorie der Psychoanalyse. Er zeigt an einem klinischen Beispiel, wie diese Hypothesen dem Analytiker helfen könnten, seine Arbeit in der Stunde überhaupt erst in einem Netz von Bedeutungen als eine solche zu erfassen und damit die Bedeutung des Geschehens zwischen Analytiker und Patient zu theoretisieren.

Andreas Hamburger erinnert in seiner *Laudatio Lernen aus Erfahrung* auf Wolfgang Mertens (Sigmund-Freud-Vorlesung 2019) an die Zeit der leidenschaftlichen Diskussionen und Auseinandersetzungen an der Universität Frankfurt, wo er als Student Mertens kennengelernt hatte, beschreibt, wie aus dem damaligen Assistenten der Sozialpsychologie ein Enzyklopädist geworden sei, der sein Wissen den Lernenden gut verarbeitet zur Verfügung stellt. »Er war ein wunderbarer Lehrer, der uns dazu brachte, selber zu denken« und der die erste intensive Auseinandersetzung deutscher Psychoanalytiker mit den Neurowissenschaften geführt hat.

Es folgt *Wolfgang Mertens* (München), *Keine Angst vor der reichlich zerzausten Hexe – Plädoyer für eine Erneuerung metapsychologischen Denkens*.

Dem Plädoyer für die romantische Wurzel der Psychoanalyse folgt hier nun das Plädoyer für die »Hexe«, wie Freud die Metapsychologie nannte, schon weil sie durch Spekulieren und Theoretisieren Unzusammenhängendes zusammenhexen sollte, und der er die stete Wandelbarkeit, je nach der momentanen Erkenntnislage der Klinik, auf die Fahnen geschrieben hat. Hervorgegangen aus »freiem Schreiben« ist diese Metapsychologie: »Aber wo gerate ich hin«, frage sich Freud plötzlich erstaunt in einem Brief an Charcot (27.1.1886; hier S. 425). Rolnik nennt dieses sich selbst überraschende Schreiben ein »freies Schreiben« und erkennt darin den Ursprung des freien Assoziierens und in der Frage Freuds die Grundfrage des Analysandens.

»Aber wo gerate ich hin?« bedeutet auch, so Mertens, dass diese Art des freien Schreibens (mit einem mäßigen Zusatz an Kokain) für Freud die Bedingung für originäres wissenschaftliches Denken war.

Mertens bringt das spannende Kunststück fertig, einen Abriss der Metapsychologie zu geben, die unmerklichen Wandlungen in der Geschichte derselben aufzuzeigen, wie z. B. ein neuer Gesichtspunkt »emotional kommunikativ« heutzutage zu den übrigen hinzugekommen sei und die bisherigen Gesichtspunkte (topisch, dynamisch, ökonomisch, strukturell) ergänzt und jene Perspektive der seelischen Funktion (wozu und wie arbeitet der seelische Apparat) geradezu ersetzt hat. Besonders anschaulich wird dies im klinischen Beispiel, worin es um den ausgeschlossenen Dritten geht (der Freund der Patientin steht durch die Fehlleistung der Patientin vor verschlossener Tür, während sie mit dem Spanischlehrer drinnen zu Gange ist / der Analytiker steht bald vor ver-

schlossener Analyse, weil die Patientin jene abbrechen will, um nach Madrid zu ziehen). Hier wird nun nicht mehr diese unbewusste Struktur des Ausschließens in der Erzählung und in der Übertragung gedeutet, auch nicht, dass die Patientin die Tür zuschlägt, als der Analytiker die Fehlleistung des versehentlichen Türzuschließens deuten will (»Passiert doch jedem«), sondern auf langen Wegen der Supervision wird die interaktive interpersonelle emotionale Wechselwirkung zwischen Patientin und Analytiker untersucht. Von Bedeutung sind vor allem die Spannungsfelder zwischen Gesagtem und ungesagter Mitteilung.

Als wäre das Unbewusste in die Kluft zwischen verbaler und averbaler Äußerung gerutscht und nicht mehr etwas, das dem Sprechen und der Sprache selbst innewohnt und die Kluft zwischen dem Subjekt und seinem signifikanten Anderen offenhält.

Vieles wäre zu sagen ...

Zuletzt folgen drei Rezensionen, geradezu passend zu den Themen: zum Gründungsakt der Psychoanalyse im Briefroman des Entwurfs *Neuronen und Neurosen. Der psychische Apparat bei Freud und Lacan* (Mai Wegener, rezensiert von Cord Barkhausen), zur unermüdlichen Recherche von Wolfgang Mertens – diesmal geht es um die *Bion-Rezeption in den unterschiedlichen psychoanalytischen »Schulen«* (Wolfgang Mertens, rezensiert von Wolfgang Hegener) – und zuletzt um die *Archäologie des Denkens* in einer psychoanalytischen Studie zu Ernst Bloch (Hannah Gekle, rezensiert von Martina Feurer).

Ach, es wäre schön, wenn auch unsere Blaue, die Sie ja als Brief erreicht, gelesen und bedacht würde und zum Weiterdenken, zu Widerspruch und Forscherdrang anregen könnte.

Erika Kittler

Freiburg, im Dezember 2020

Literatur

Freud, S. (1921c): *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, GW 13, 71–161.